

jener tieferen Differenz gegen außen müssen alle inneren verschwinden. Das Thierepos kann nicht den Germanen allein zugeeignet werden, obwohl seine literarische Gestalt am vollständigsten und auch sonst Sinn für ähnliche innigere Naturanschauung bei ihnen in höherem Maße sich erhalten hat, als bei den Romanen. Auch den Fabeln der Inder, der griechischen *Batrachomyomachie* und den „Vögeln“ des Aristophanes werden naivere Thiergedichte vorausgegangen sein. Die didaktische Fabel selbst ist vollends kosmopolitisch, resp. urgemeinsam orientalisches, wie die meisten Culturelemente (vergl. Eberts Jahrbuch f. roman. u. engl. Lit. 3, 74). Zur Ausprägung feinerer Geistesunterschiede, wie doch die nationalen sind, in der Behandlungsweise des gleichen Stoffes boten eben die Thiere keine Möglichkeit. Intimere Verhältnisse einzelner Völker zu gewissen Thieren gehören durch ihre geographischen Bedingungen zu den möglichen Gegenständen jener realistischen Thierdichtung.

E. Tobler, Dr.

---

## Ueber Charakteristik der Sprachen.

(August Schleicher, Die deutsche Sprache. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag. 1860.)

---

Wir sind von der Logik, von allen Classificationen und Genealogieen her gewöhnt, uns einen idealen Raum zu construiren. Wie wir nun z. B. die Lage einer Stadt auf der Erde jemandem auf der Landkarte zeigen können und damit zugleich stillschweigend über Klima, Möglichkeit zu weltgeschichtlicher Bedeutung, und was sonst noch von dem Boden abhängt, eine bestimmte Belehrung gewähren: so können wir auch auf einer idealen Sprach-Karte, einem orbis linguarum, die Lage einer Sprache bezeichnen und so mit einem Schlage die wesentlichsten Aufschlüsse über ihre Form geben. — Wenn ferner die Sprache selbst wieder in einem größeren Kreise gleichartiger Erscheinungen

liegt, so muß auch die Stellung der Sprache im Allgemeinen in diesem Kreise gekennzeichnet sein.

Wollte also der Verf. unsere Muttersprache charakterisiren, so that er recht, sie ehe er sich ihr näherte, in weiten, sich immer mehr verengenden Kreisen zu umziehen, und so bildet die Einleitung in sechs Kapiteln gut ein Drittel des ganzen Buches. Er beginnt mit „der Sprache im Allgemeinen“.

Sogleich auf der ersten Seite gibt der Verf. zu verstehen, daß die Sprachen Organismen sind, und zwar solche, welche von allen Organismen unser innerstes Wesen am nächsten angehen. Das ist unschuldig, aber unbestimmt. — Weiter wird dann die Frage aufgeworfen: Was ist Sprache? und dahin beantwortet: „Sprache ist lautes Denken“, „der lautliche Ausdruck des Gedankens“, „der mittelst des Lautes zur Erscheinung gelangende Denkprozeß“ und das heißt (wie aus S. 6 hervorgeht) das durch den Laut „zur wirklichen Existenz“ gebrachte Denken. Und fragen wir, wie die Sprache solche Aufgabe löst, so ist die Antwort, die Sprache gebe „ein lautliches Abbild des Denkens“.

Wenn aber die Sprache bloß ein Bild des Denkens ist, wenn sie den Vorgang des Denkens im Laute verkörpert, so wird ja das Denken als wirklich existirend schon vor und ohne Sprache gesetzt, und wozu und wie erfolgt dann das Sprechen auf das schon fertige Denken?

Es ist also klar, der Verf. hat von der Sprache die triviale Ansicht, als wäre sie bloß eine lautliche Begleitung des Denkens. Daher sagt er in geistreicher Trivialität: „Sprache ist lautes Denken, wie Denken lautloses Sprechen“, d. h. Denken ist Denken, und Sprache ist der das Denken begleitende Laut. Aus dieser Flachheit sucht sich der Verf. zunächst durch den unbestimmten Ausdruck „zur Erscheinung gelangen“ zu retten, und gibt diesen Worten gewaltsam den Sinn: zur wirklichen Existenz gebracht werden. Sogleich aber zeigt sich diese Anstrengung als vergeblich; denn er fällt in die anfängliche Ansicht zurück: die Sprache ist nur das den Gedanken begleitende Abbild. Wie es möglich ist, das Denken in Laute zu verkörpern, abzubilden, diese Frage hat sich der Verf. nicht vorgelegt.

„Der Laut, heißt es, ist ein Erzeugniß der Thätigkeit unserer Sprachorgane . . . das Denken ist Hirnthätigkeit, Bewegung des Geistes“. Weiß nun der Leser, warum Sprechen und Denken organische Thätigkeiten sind? — Der Laut aber ist wegen seiner Mannichfaltigkeit und Flüchtigkeit „vorzüglich geeignet zum Behufel des Denkens, das sich in keinem anderen Medium so frei und schnell zu bewegen im Stande wäre“. Hier ist der Laut so flüchtig gewesen, ein so vortreffliches Behufel des Gedankens, daß dem Verf. das Denken ganz abhanden gekommen zu sein scheint. Die Hirnthätigkeit also bedarf des Lautes zum Behufel? und bewegt sich im Laute? und so bildet sie sich ab und verkörpert sich im Laute? — Die Sprache ist das „lautliche Abbild, so zu sagen, der lautliche Leib des Denkens“ (S. 18); ist denn der Leib das Abbild der Seele?

Wir sind noch nicht zu Ende. Der Laut soll also Bild, Medium, Behufel des Denkens, und das Denken Hirnthätigkeit sein, und endlich soll nun noch der Laut „die Function haben“, das Denken hervorzubringen. Obwohl aber der Laut das Denken zur Existenz bringt, so gibt es doch ein lautloses Denken, oder ein lautloses Sprechen; und wenn nun das Denken in zwei Elemente zerfällt, in Begriffe und Vorstellungen einerseits, welche das Material des Denkens bilden, und andererseits in die Beziehung, in welcher die Begriffe und Vorstellungen im Denken gefaßt werden, und welche als die formale Seite des Denkens anzusehen ist: so kann die Sprache die ganze formale Seite des Denkens unverkörpert lassen, diese ist aber darum doch nicht weniger da. Das Denken ist also nach Seiten der Beziehung oder Form gar nicht abhängig von der Function der Laute.

Dies ist der Eingang eines Buches, das „für jeden Gebildeten unserer Nation zugänglich und brauchbar“ sein soll, das „zur Klärung des deutschen Volksbewußtseins und zur Kräftigung des deutschen Nationalgefühls“ beitragen soll.

Auf der ersten Seite desselben Blattes, dessen Inhalt wir soeben kennen gelernt haben, steht auch noch Folgendes. „Die Sprache ist nicht der unmittelbare Ausdruck des Fühlens und Wollens, sondern nur des Denkens. Soll Fühlen und Wollen

mittelft der Sprache zum Ausdruck gelangen, so kann dies nur mittelbar geschehen, nämlich in der Form eines Gedankens"; auf der anderen Seite aber wird, wie noch öfter anderswo, behauptet, daß „Form und Inhalt“ untrennbar sind. Nichts desto weniger vermag die Hirnthätigkeit, das Denken, ihre Form wie einen Balg abzustreifen, so daß sich nun z. B. die Fußschmerzen in letztere stecken können. Die Gefühle aber müssen, um sich die Form der Gedanken umhängen zu können, vorher aus ihrer eigenen Haut gefahren sein; denn eine solche haben sie ursprünglich; nämlich „der unmittelbare Ausdruck des Gefühls und der Empfindung sowie des Wollens und Begehrens findet statt durch Naturlaute, wie Schreien, Lachen und durch die Lautgebärden, durch die echten Interjectionen.“ Was treibt sie denn nun dazu, sich so wunderbarlich zu verummummen?

Sprache ist Ausdruck, Erscheinung des Gedankens: dies ist die Erbschaft aus älterer Zeit, die der Verf. ohne Bedenken angetreten hat; der Laut bringt den Gedanken zur Existenz: dies ist ein Anflug von der sich verbreitenden Humboldtschen Ansicht; Denken ist die Function des Lautes: scheint der Gewinn, den sich der Verf. aus dem Materialismus zog. Er ist sich aber so wenig über den Werth jener drei Ausdrücke klar, ist so wenig im Stande sich den in denselben gebotenen Inhalt anzueignen, daß er sie als gleichbedeutend durch einander wirft und sich die Tiefe, freilich die trübe Tiefe, die in „Function“ liegt, völlig ergebnislos entgehen läßt. Das zeigt sich z. B. in Folgendem. Die materiale Seite des Denkens, die Vorstellungen und Begriffe, sofern sie lautlich ausgedrückt sind, will er Bedeutung nennen; die formale Seite nennt er Beziehung. „Die Function des Lautes besteht also in Bedeutung und Beziehung.“ „Bedeutung und Beziehung zusammen lautlich ausgedrückt geben das Wort; aus Worten besteht aber die Sprache, demnach beruht das Wesen des Wortes und somit das Wesen der Sprache im lautlichen Ausdrucke von Bedeutung und Beziehung; das Wesen einer jeden einzelnen Sprache wird bestimmt durch die Art und Weise, wie in ihr Bedeutung und Beziehung lautlich ausgedrückt wird.“ Um wie viel besser hätte der Verf. gesagt: das Wesen der einzelnen Sprache wird bestimmt durch die Art

und Weise, wie ihre Laute functioniren. Denn dies ist eben der Unterschied: redet man von Ausdruck, Erscheinung, Abbild, so ist der Gedanke das Prius und der Laut das Accessorische; redet man aber von Function, so ist der Laut, welcher functionirt, das Prius, und Bedeutung und Beziehung sind das Erzeugte, Bewirkte, Abhängige. Freilich ist weder das Eine, noch das Andere das Richtige.

Daß die Sprachen Organismen sind, haben wir schon gehört; inwiefern sie es sind, hat der Verf. nicht gesagt: aber der Ausdruck Function entstammt der organischen Ansicht. Könnte er nun diese festhalten! Er sagt, Verschiedenheit der Sprache könne stattfinden „vor allem im Laute selbst, indem die eine Sprache diese, die andere jene Laute und Lautverbindungen in gleicher Function anwendet.“ Ob es wohl eine Thierart oder eine Menschenrasse gibt, deren organischer Leib in der Function des Denkens nicht das Hirn, sondern den Magen oder die Nieren anwendet? und ob wohl andere Arten mit dem Magen zugleich denken und verdauen?

Wir sehen schon hieran, wie beim Verf. der Terminus Function seine spezifische Bedeutung völlig verloren hat, und so wundern wir uns nicht mehr, wenn nun der Verf. vom „Lautmateriale“ spricht, welches „zum Ausdrucke der Function verwandt“ wird. Von wessen Function wohl hier die Rede sein mag? und welcher Art eine Function sein mag, die eines fremden Materials zu seinem Ausdrucke bedarf?

Nachdem wir hier einer grinsenden Leere ins Gesicht gesehen haben, dürfen wir uns wohl eine kleine Erfrischung gönnen. Wir wollen uns also fragen: wie steht es denn wohl mit dem Ausdrucke der Gefühle und Begehrungen durch Sprache? Die ältere Ansicht konnte auf diese Frage keine klare Antwort geben. Nachdem wir nun aber die Sprache als allgemeinstes und nothwendiges Apperceptions-Organ kennen gelernt haben, beantwortet sich uns jene Frage, so zu sagen, von selbst. Wenn wir einen Schmerz im Finger haben, so kommt zuerst das physiologische Verhältniß der organischen Theile dieses Gliedes in Betracht. Dieses Verhältniß ist etwas Reales, Existirendes, wie jeder Gegenstand unserer Wahrnehmung, also z. B. der Wolf. Das

Reale gibt sich unserer Seele kund und veranlaßt sie zur Erzeugung von Lust- oder Schmerz-Gefühlen und von Empfindungen (wie der Farben, Töne u. s. w.), welche letztere sich zu Anschauungen verbinden. So zeigt sich als zweiter Factor das Schmerz-Gefühl im Finger und der Verband von Empfindungen, wie grau, bestimmte Form und Größe, heulender Schrei des Wolfes. Dieser Factor nun ist drittens zu appercipiren, was durch die Sprache oder im Sprechen geschieht. Durch den gegenwärtigen Anblick des Wolfes nämlich werden diejenigen früheren Wahrnehmungen, welche demselben sehr ähnlich waren, wieder in das Bewußtsein gerufen; hiermit wird aber zugleich alles, was sonst noch bei den früheren Fällen bemerkt wurde, wenn dies auch jetzt nicht geschieht, in Erinnerung gebracht; z. B. wie der Wolf ein Schaf oder ein Kind zerriß. Dieser Umstand war das Wesentlichste bei den früheren Wahrnehmungen und erzeugt jetzt die Befürchtung, er könne wieder eintreten. Er mag nun eintreten oder nicht, der Mensch, der erzählen wollte, er habe diese Erscheinung gehabt, appercipirt sie durch dieses Moment des Zerreißens, und nennt das Gesehene den Zerreißer (denn Wolf kommt von einer Wurzel, die zerreißen bedeutete). Ganz ebenso wird der Schmerz im Finger ähnliche Gefühle, die man früher hatte, wieder in Erinnerung bringen, z. B. Gefühle, wie man sie hatte, wenn man spitze Dinge, Nadeln, in die Finger stach. Die Ursache dieser älteren Gefühle wird Apperceptions-Mittel für das gegenwärtige und man sagt, man habe einen stechenden Schmerz. Der Schmerz sticht nicht, und man leidet etwa an einem Geschwür; aber durch stechend wird gesagt, das Gefühl sei ähnlich anderen, welche durch ihre Ursache näher bezeichnet werden. So ist, wie dort ein Empfindungs-Verband von Wolf, hier ein Gefühl appercipirt und eben damit benannt, ausgedrückt. — Ferner sehen wir z. B. einen Baum fallen, oder wir bilden uns diese Thätigkeit in unserer Phantasie ein. Diese Anschauung, wirklich oder eingebildet, ist zu appercipiren; ob sie nun als bloß eingebildete in sich befriedigt ist, oder ob sie mit dem Begehren, verwirklicht zu werden, verknüpft ist, dies ist für die Apperception der Anschauung als solcher ganz gleichgültig, und dieser Unterschied ist eben nur Sache einer neuen Apperception,

welche etwa den Unterschied zwischen „er wird“ und „er werde gefällt“ erzeugt.

So sehen wir, daß die Sprache unmittelbar nur sich darstellt, mittelbar aber sowohl Anschauungen, in weiterer Entwicklung Begriffe, überhaupt also Erkenntnisse, als auch Gefühle und Begehungen. Schließlich sei verwiesen auf die schöne Darlegung der hierher gehörigen Verhältnisse bei Lazarus, *Leben der Seele. II. Geist und Sprache*, S. 196—213.

Ich würde die unerquickliche Kritik des angezeigten Buches nicht übernommen haben, wenn ich nicht meinte, annehmen zu dürfen, daß sich hier eine gute Gelegenheit bietet, in den wesentlichsten Punkten unsere neue, aus Humboldt entwickelte Ansicht von dem Wesen und den Verhältnissen der Sprache der alten Ansicht gegenüberzustellen, wodurch ich nicht nur beide neu beleuchten, sondern auch den Vortheil zeigen kann, den die unsrige bei der Lösung unabweisbarer Fragen gewährt. Die Fruchtbarkeit der allgemeinen Grundsätze für die Erkenntniß des Einzelnen ist ein nicht zu verachtender Beweis ihrer Wahrheit. Wenn also hier unsere Verständigung mit den geehrten Lesern dieser Zeitschrift gefördert wird, so ist der Zweck dieser Anzeige erreicht.

So wollen wir denn, ehe wir weiter gehen, noch eine Frage berühren, die der Verf. gar nicht aufwirft, weil er sie vermuthlich für abgethan hält. In der That, es scheint jetzt für ausgemacht zu gelten, daß die Sprache nicht die Welt der äußeren Objecte, sondern nur das Innere des Menschen darstelle. Ob Humboldt derselben Ansicht war? Ich kann wenigstens folgende Stelle anführen, nach der diese Frage nicht bejaht werden kann (S. CCLXVII. oder 251). Es heißt vom Verbum: „Durch einen und ebendenselben synthetischen Act knüpft es durch das Sein“ (dieses Wort ist hier im streng metaphysischen Sinne zu nehmen, als Existenz, wie man vom Sein Gottes spricht) „das Prädicat mit dem Subjecte zusammen, allein so, daß das Sein, welches mit einem energischen Prädicate in ein Handeln übergeht, dem Subjecte selbst beigelegt, also das bloß als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht bloß den einschlagenden Blitz,

sondern der Bliß ist es selbst, der herniederfährt; man bringt nicht bloß den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verläßt durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über." Hier ist Eins klar und Eins dunkel. Klar ist, daß Humboldt nicht meinte, die Sprache stelle schlechthin Inneres, Gedachtes, als solches dar; dunkel ist, inwiefern durch das Verbum das Gedachte zur Wirklichkeit werde. Klar ist die Negation, dunkel die Position; aber hängt nicht aller Werth der ersteren davon ab, daß letztere klar werde?

Diese Klarheit zu erlangen ist die Aufgabe, die uns Humboldt hinterlassen hat; sie scheint sich aber zunächst wenigstens hinlänglich zu ergeben aus dem, was ich in meiner „Charakteristik der Sprach-Typen“ S. 97. 98 gesagt habe. Wir müssen unterscheiden zwischen dem sprechenden Menschen als solchem oder der Sprache und dem Psychologen oder psychologischen Sprachforscher. Die Analogie gewisser physiologischer Verhältnisse kann die Klarheit über unseren Fall fördern. Der empfindende Mensch meint die blaue Farbe, den Würfel zu sehen und glaubt, der Zucker sei süß; der Physiolog belehrt uns, daß der Seele nur Erregungen und Zustände der Nerven zugeführt werden, daß Blau nichts Seiendes ist, sondern nur eine bestimmte Form der Erregung des Sehnerven durch den Licht-äther, daß Süß nicht eine dem Zucker angehörende objective Eigenschaft ist, sondern nur eine bestimmte Wirkungsweise des Zuckers auf die Geschmacksorgane bezeichnet. Was aber für den Physiologen Verhältnisse der Nerven sind, das gilt dem Empfindenden als objective Wirklichkeit. So meint auch der Sprechende — es frage nur jeder sein unbefangenes Gefühl — die Wirklichkeit darzustellen; man erzählt, was sich wirklich begeben hat, was ist oder war, kurz Objectives, Aeußeres. Nur der Psycholog weiß, daß der Erzählende immer nur Inneres darstellt. Die Sprache stellt also Inneres so dar, daß es Aeußeres bedeutet. Dem Sprechenden kommt es nur auf die Bedeutung an; der Psycholog untersucht den ganzen Vorgang des Sprechens. Die Sprache will das Object darstellen; that-

sächlich aber, dies erkennt die Wissenschaft, stellt sie nur die Wirkung des Object's auf das Subject dar. Was in des Menschen Innerem ist, spricht er aus als Aeußeres. Dies meinte Humboldt mit den Worten: „der Gedanke tritt in die Wirklichkeit über.“

Der Verf. unterscheidet also zunächst Laut und Function, was man gewöhnlich Laut und Bedeutung nennt. Die Verschiedenheit der Sprachen zeigt sich nun nach dem Verf., wie schon bemerkt, vor allem in der Anwendung verschiedener Laute zu derselben Function. Da nun die Function sowohl die materiale Bedeutung, als auch die Beziehung der Vorstellungen umfaßt, so können nun zweitens nach dem Verf. „die Sprachen sich darin unterscheiden, daß die Beziehung bald lautlich ausgedrückt wird, bald nicht, daß der lautliche Ausdruck derselben bald vor, bald nach dem lautlichen Ausdrucke der Bedeutung (d. h. vor oder nach der Wurzel) steht oder gar in diesen hineintritt oder mit ihm verschmilzt“ (d. h. daß Prä- oder Suf- oder Infigirung oder Wandlungen der Wurzel vorgenommen werden). Dieses Verhältniß in den Sprachen nennt der Verf. ihre Form, wir nennen es die Lautform. Drittens aber, bemerkt der Verf., „können sich auch in der Function Verschiedenheiten tief innerer Art in den Sprachen entwickeln, indem die eine Sprache mehr Functionen (Bedeutungen, Beziehungen) hat als die andere u. s. f.“ (S. 8).

Das Wesen der Sprache wird also „durch drei Momente bestimmt, durch Laut, Form und Function“. Was der Verf. Laut nennt, nennen wir den Lautstoff; was er Form nennt, heißt uns Lautform, im Gegensatz zur inneren Sprachform, welche letztere der Verf. gar nicht kennt; sondern, sie mit dem ausgedrückten Inhalt vermischend, nennt er beides zusammen Function, was man gewöhnlich in gleicher Verwirrung Bedeutung nennt. Der Verf. hat also nur die alte Ansicht mit neuen Ausdrücken wiedergegeben, die sich nicht sonderlich empfehlen.

Die Verschiedenheiten der Sprachen in der Function berührt er kaum; er zeigt nicht einmal, wie sie möglich ist, geschweige denn, welche Bedeutung, welchen Werth sie hat. Nur

das äußerliche quantitative Verhältniß hebt er hervor, daß die eine Sprache „mehr Functionen“ habe, als die andere. Das hinzugefügte „u. s. f.“ hebt über die Lücke hinweg. Bei solcher Unklarheit ist es denn auch begreiflich, wie der Verf. einerseits zugestehet (S. 11), daß die Verschiedenheiten in der Function „tief ins innerste Wesen der Sprache eingreifen“, wie er aber andererseits dennoch auf derselben Seite behauptet, daß „in der Form das Wesen der Sprache sich ganz vorzüglich offenbart“ — offenbar darum, weil nach dem Verf. die Sprache nur äußere Lautform ist, während das in dieser Form liegende Innere dem Denken angehört. Darum ist die Sprache, wie er sie faßt, Schale eines fremden Kerns, äußerliches Gewand.

Dagegen werden wir behaupten: nicht in der Form offenbart sich das Wesen der Sprache, sondern durch die Form. Wir haben erstlich kein anderes Mittel, in das Innere der Sprache zu blicken, als durch die Lautform; in dieser aber liegt zweitens auch das ganze Innere der Sprache. Die Sprache besitzt nichts Geistiges, was sie nicht unmittelbar laut machte. Das gilt eben so wohl von den Vorstellungen, als auch von deren Beziehungen.

Einseitige Auffassung der Dinge bestrafte sich durch Unfolge; denn die grundlos bei Seite gelassenen, unbeachtet gebliebenen Momente schleichen sich doch im Laufe der Darlegung ein. Das so unberechtigt Eingeschlichene aber bleibt ein der Untersuchung fremdes, nur halb angeeignetes Element, und kann also nicht zur vollen Erkenntniß und Würdigung gelangen. So geht es auch Verfasser. Er will bloß die Form der Sprache betrachten, nicht die Function oder Bedeutung dieser Sprachformen; aber er ist noch nicht einmal im Stande zu sagen, was Form ist, ohne unberechtigte Rücksicht auf die Function. Denn was ist nach ihm Form? die Weise, in welcher sich der Ausdruck der Beziehungen zu dem der Vorstellungen verhält. Ist denn nun der Verf. berechtigt, eine solche Definition zu geben, wenn er nicht zuvor das Wesen dieser doppelartigen Function dargelegt hat? Weil er aber hierzu nicht berechtigt ist, hat seine Definition auch für ihn selbst nicht ihren vollen Sinn und Werth; er weiß

nicht, was alles in ihr liegt. Daher bleibt auch alles mangelhaft, was er auf sie baut, wenn es nicht geradezu falsch wird. Dies wollen wir näher betrachten.

Der Verf. theilt die Sprachen mit Rücksicht auf ihre Form in drei Classen. Die erste Classe umfaßt die isolirenden Sprachen, unter ihnen auch das Chinesische. Es bestehe, meint der Verf., aus ganz unveränderlichen Elementen, und hier sei zwischen Wurzel und Wort kein Unterschied. Indessen, meint der Verf., „ganz und durchaus unabhängig von einander bleiben aber die Worte vielleicht in keiner der noch lebenden Sprachen, wenigstens in keiner der bisher bekannt gewordenen; auch im Chinesischen kann ein Wort durch ein oder mehrere andere näher bestimmt werden“; das soll heißen, wie aus dem hinzugefügten Beispiel hervorgeht, auch die chinesische Sprache habe Wörter, wie unsere Partikeln und Hülfswerba, deren Werth bloß grammatisch formal ist; z. B. *i* *li* mit Gewalt; *i*, entsprechend unserer Präposition mit, durch, ist also Hülfswurzel.

So hat denn der Verf. die Frage, wie sich diese Hülfswurzeln zur Beziehung verhalten, umgangen, hat aber, ohne es ausdrücklich zu erklären, doch entschieden genug verrathen, erstlich, daß die Hülfswurzeln zum Ausdrucke der Beziehung da sind, zweitens, daß sie die Bedeutungswurzeln „näher bestimmen“ sollen, drittens, daß sie „die Beziehung umschreiben“, viertens, daß es „Wurzeln“ (Bedeutungswurzeln?) sind, welche „zu Beziehungsausdrücken herabgejunken“ sind (S. 13). Dies sind vier Sätze von der größten Wichtigkeit für die Sprachwissenschaft, welche der Verf. ohne alle Vorbereitung, ohne jede Begründung, nicht aufstellt, sondern unbewußt einführt. In Folge dessen aber bleiben sie nicht bloß durchaus zweifelhaft, sondern nicht einmal ihr Inhalt selbst tritt nach seinem vollen Wesen und Umfange hervor. Es fehlt hier das wissenschaftliche Bewußtsein, der ernste Sinn für die Aufgabe.

Die zweite Classe umfaßt diejenigen Sprachen, in denen die Beziehungsausdrücke mit der durch sie näher bestimmten Wurzel fester verwachsen. Dies sind die zusammenfügenden Sprachen, auch anfügende, agglutinirende genannt. Eine Abart dieser Classe bilden die combinirenden Sprachen,

welche mit der Anfügung der zweiten Classe das Nebeneinander-  
setzen der ersten Classe vereinigen. Diese Sprachen lassen eine  
große Fülle von Möglichkeiten in der Stellung der Beziehungs-  
ausdrücke zur Bedeutungswurzel zu. — Der Verf. rechnet zu  
dieser zweiten Classe als Unterabtheilung auch die einverlei-  
benden Sprachen, d. h. diejenigen, welche „am Verbum das  
nähere und fernere Object, ja auch die angeredete Person be-  
zeichnen können“; z. B. drückt man sich im Kri (Nordamerika),  
um zu sagen „ich sehe seinen Sohn“ in folgender Weise aus:  
u gusis-a ni wappa-m-im-owa er Sohn=sein ich sehe=ihn-  
den=sein(en). — Nun frage ich: ist denn das Object und die  
nähere Bestimmung des Objects bloße Beziehung? Und welche  
eine Classe hat hier der Verf. zusammengestellt! sie umfaßt nicht  
weniger als sämtliche Sprachen Amerikas, Australiens mit den  
polynesischen Inseln, Afrikas und den größten Theil der Spra-  
chen Asiens; kurz sie umfaßt alle Sprachen der Erde mit Aus-  
schluß der einsylbigen Sprachen, welche die erste Classe bilden,  
und des indoeuropäischen und semitischen Stammes, welche die  
dritte Classe bilden. Um wie viel besser ist denn wohl diese  
Eintheilung als die in Hellenen und Barbaren?

Die dritte Classe endlich wird durch die Sprachen gebildet,  
in denen „der Bedeutungslaut, die Wurzel selbst, zum Zwecke  
des Beziehungsausdruckes regelmäßig verändert werden kann.  
Diesen Vorgang nennen wir Flexion.“ Diese Definition der  
flectirenden Sprachen ist wohl nur ein Act der Verzweiflung.  
Der Verf. hat die Eintheilung der Sprachen von Friedrich  
Schlegel adoptirt. Bopp hat dieselbe widerlegt; und nun, ohne  
ein Wort über Bopps Widerlegung zu sagen, tiſcht er den nur  
wenig modificirten Schlegel auf! Und womit beweist er seine  
Ansicht von der Flexion? Man sagt im Sanskrit vid-más  
wir wissen, von der Wurzel vid; vèd-áyā-mas wir lassen wissen,  
wir thun kund. Die Steigerung des Wurzelvocal's, meint der  
Verf., solle die gesteigerte Beziehung, die causative, andeuten,  
zugleich aber trete eine für die causative Beziehung jedoch nicht  
absolut wesentliche Endung, nämlich ayā, an. Dies ist nichts  
als Verzweiflung; der Verf. weiß sehr gut, daß vèd-mi mit  
gesteigertem Vocal doch nur einfach bedeutet: ich weiß; also

Vocalsteigerung ist nicht das Mittel der Causativ-Bildung. Wer heute behaupten will, wie der Verf., daß es irgendwo im indogermanischen Sprach=Typus einen symbolischen Wandel der Vocale gebe, der hat dies ganz anders zu begründen, als der Verf. thut.

Aber gesetzt, alles was der Verf. über die Verschiedenheit des Baues der Lautformen in den verschiedenen Sprachen sagt, sei richtig: was liegt an all dem? ob so oder so geformt, wird nicht überall dasselbe gesagt? Hierüber lehrt der Verf. Folgendes. Aufgabe der Sprache ist, ein „treues Bild des Denkens im Laute“ (S. 17) zu liefern. Dies werde aber weder von denjenigen Sprachen erreicht, welche die Beziehungen gar nicht ausdrücken, noch von denen, welche dieselben neben der Bedeutung ausdrücken, da im Denken Bedeutung und Beziehung innig verschmolzen sind; sondern nur die flectirenden Sprachen liefern den dem Denken adäquaten Ausdruck.

Wir fragen aber weiter: was liegt daran, ob das Bild des Denkens mehr oder weniger treu ist? wird dadurch die Rede oder das Verständniß irgendwie beeinträchtigt? — Wir kommen endlich auf den Anfang zurück und fragen: wozu überhaupt das Denken abbilden?

Oder vielmehr: wozu eine Forderung, das Denken im Laute abbilden! ist das nicht eine undenkbbare, gedankenlose Aufgabe?

Bevor wir nun mit dem Verf. weiter gehen, erst wieder eine kurze Erholung. — Was sagen wir über die im Vorstehenden berührten Punkte? Der Laut ist eine physiologisch-psychische Wirkung. Die Seele wirkt auf den Leib sowohl absichtlich, als auch und zu allererst unbewußt und unabsichtlich. Ohne Bewußtsein und Absicht entsteht die Sprache; mit Bewußtsein und Absicht wird später geredet. Wie also die Quecksilber-Säule uns einen Maßstab und Erkenntnißgrund für die Wärme und Schwere der Luft, so bildet uns der Laut einen Erkenntnißgrund für die Bewegungen der Seele, und zwar nicht nur für den Hörenden, sondern auch für den Sprechenden. Durch den Laut kommt der Mensch zuerst zum Selbstbewußtsein; denn der den Laut unbewußt Ausstößende ist sein eigener und erster Hörer. So bewirkt Sprache Selbstbewußtsein und

Mittheilung zugleich; aber der Laut ist so wenig Bild des Gedankens, wie Quecksilber Bild der Wärme.

Was sich in der Seele regt, wirkt auf die Organe zur Lauterzeugung, und verschiedene Regungen wirken verschieden, erzeugen verschiedene Laute.

Die Seele wird durch die Sinne zur Erzeugung von Empfindungen veranlaßt. Nach psychologischen Gesetzen der Association und Reproduction entsteht aus den Empfindungen eine Welt von sinnlichen Anschauungen, die in mannichfachen psychologischen Verhältnissen stehen. Gefühle und Begehrungen treten hinzu. So bildet sich ein Stoff des Bewußtseins, Material für das Denken, ohne Form und formale Beziehung. Die Form wird diesem Stoffe durch Selbstthätigkeit der Seele angebildet, zunächst in der Sprache, dann durch logisches Denken. Die Formen des letzteren, einmal aufgefunden (denn sie sind nicht bloß nicht dem Stoffe inwohnend, nicht der Seele angeboren, sondern sie entstehen auch nicht bewußtlos, vielmehr durch wissenschaftliches Suchen, Reflexion), sind unwandelbar, für jeden Denkenden maßgebend. Die Formen der Sprache dagegen sind subjective Gebilde, naiv phantastisch, verschieden je nach der Individualität der Völker.

Es ist also keine Beziehung „an sich vorhanden“; es gibt ursprünglich weiter nichts als eine ungeformte Masse von sinnlichen Anschauungen mit Begehrungen und Gefühlen, durch psychologische Association in sehr zufälligem Zusammenhange. Was nun von Beziehungen und Formen da sein soll, muß erst geschaffen werden; nur so viel und nur gerade diejenigen Beziehungen, welche im Bewußtsein gestiftet werden, können wir als wirkliche geistige Elemente gelten lassen. Sie geben aber eben im Laute sowohl ihr Dasein überhaupt, als ihre Dualität, d. h. ihren Inhalt, ihren Sinn kund; und der Laut verräth dem Sprachforscher, was im Volksgeiste liegt oder in ihm geschieht.

So ist uns die Lautform ein Erkennungsgrund für die innere Sprachform, weil diese der reale Grund oder die erzeugende Ursache für jene ist.

Wir kommen zum zweiten Capitel der Einleitung: „Vom Leben der Sprache“. Der Verf. geht hier von folgenden Grund-

säßen aus. „Die Sprachen zeigen ihre Eigenschaft als Naturorganismen auch durch ihr nach bestimmten Gesetzen verlaufendes Wachstum“. Ferner: „Die Entwicklung der Sprachen besteht in einem Nacheinander der Momente, die wir im morphologischen Systeme neben einander gestellt sahen; was uns im Systeme als Classe entgegen trat, finden wir als Entwicklungsperiode wieder.“ Die höher organisirten Sprachen bestanden ursprünglich aus einfachen Wurzeln; durch Verschmelzung mehrerer solcher Wurzeln ist dann die zusammengesetztere Sprachform entstanden, bis endlich durch Veränderungsfähigkeit der Wurzel selbst von manchen Sprachen die höchste Stufe sprachlicher Entwicklung erreicht ward. Der Verf. beruft sich auf die Naturwissenschaften. Wir wissen aber, daß die heutigen Physiologen den romantischen Satz, daß der menschliche Embryo alle niedereren Stufen der Thier-Form durchlaufe, nur sehr cum grano salis verstehen; um so mehr kann der Sprachforscher jenen Satz nur mit einem Körnchen Salz anwenden, welches der Verf. vergessen hat. Er möge uns sagen, nicht warum das Chinesische heute noch gerade so ohne alle Flexion ist, wie es 2500 a. Chr. war, sondern warum es nicht im fünften und vierten Jahrtausend vor Christus Flexion gebildet hat, wie das Aegyptische that; warum, wenn „Sprachbildung und Geschichte sich ablösende Thätigkeiten des Menschen sind“, die finnischen und tatarischen Völker, die Indianer Amerikas, die Neger und Hottentotten und Buschmänner, die Polynesier, welche immer noch keine Geschichte haben, welche zum Theil erst seit noch nicht hundert Jahren mit geschichtlichen Völkern in Berührung gekommen sind, während der verflossenen Jahrtausende bei Einsylbigkeit und Agglutination stehen geblieben sind; warum, wenn die Chinesen deswegen ihre einsylbige, isolirende Sprache behalten haben, weil sie so früh zur Thätigkeit der Geschichte übergingen — doch nicht so früh wie die Aegypter — warum, frage ich, konnten sie, den Proceß der Sprachbildung unvollendet lassend, so früh geschichtlich werden?

Also ein Salzkörnchen! Wenn auch unzweifelhaft die indogermanische Ursprache in einer Urzeit einsylbig war, sie war es nie so wie das Chinesische; wenn sie einmal sehr lose aggluti-

nirend war, sie war es nie so wie das Tatarische. Sie war jenen Sprachen, äußerlich und oberflächlich betrachtet, ähnlich; in ihrem Wesen lag von vornherein ein anderer, werthvollerer Keim.

Nun geht der Verf. aus Einzelne und zunächst an den Ursprung der Sprache. Die beobachtende Sprachwissenschaft hat sich freilich auf diesen Punkt, wie der Verf. bemerkt, gar nicht einzulassen; aber, meint er, es lasse sich doch von sprachwissenschaftlicher Seite einiges bieten, was für die Beantwortung der Frage von der Entstehung der Sprache von Bedeutung ist.

Zuerst: stammen alle Sprachen von einer ab? Der Verf. antwortet: nein. Die Beweise, die er für sein „Vorurtheil“ anführt, wollen gar nichts sagen und lassen sich sehr leicht für die Bejahung anwenden. — Ich meine, man lasse doch eine Frage bei Seite, die sich niemals ausmachen lassen wird. Von ihrer Entscheidung kann das Problem der Einheit der Menschheit nicht abhängig gemacht werden; sondern umgekehrt: ließe sich aus sonstigen Gründen erweisen, daß die Menschheit von einem Menschen-Paare abstammt, so wäre damit die Einheit aller Sprachen bewiesen.

Aufgefallen ist mir beim Verf. in der Behandlung dieses Punktes nur folgende Romantik: „Nach aller Analogie hat sich der Mensch aus niederen Formen herausgebildet, und Mensch im eigentlichen Sinne wurden jene Wesen erst, als sie sich bis zur Sprachbildung entwickelten.“ Heißt das, wie sich überhaupt die Fische zu Vögeln, diese zu Säugethieren entwickelten, so auch der Esel erst zur Fledermaus, dann zum Affen und endlich zum Menschen? Oder waren die Menschen von vornherein ein zweibeiniges, federloses, aber doch wohl stark behaartes Geschöpf, das im Walde umherlief brüllend oder pfeifend und eines schönen Tages Sprache schuf? Doch letzteres wäre ja ohne alle Analogie; also wohl ersteres. Ich überlasse es jedem Leser, hier einen Witz nach seinem Geschmacke zu machen.

Es folgt eine allgemeine Uebersicht der Schicksale der Sprachen in geschichtlicher Zeit. Hierbei aber berücksichtigt der Verf. fast ausschließlich die Geschichte des Lautes und der Lautform.

Auch in dieser wird manches berührt, was eine psychologische Aufgabe in sich schließt; aber der Verf. ergreift sie nicht.

Da sich der Verf. nicht um das Innere der Sprache kümmert, und nach seinen allgemeinen Grundsätzen dies nicht kann, so läßt sich auch nicht erwarten, der Verf. werde die Aufgabe auch nur sich gestellt haben, die Form der deutschen Sprache darzulegen — im Humboldt'schen Sinne dieses Wortes: Form. Er denkt nicht daran, uns das System der Weltanschauung vorzuführen, welches in der deutschen Sprache liegt.

Dies führt uns zuletzt auf die Tendenz des Buches: sie soll eine nationale sein. Wenn der Verf. die Absicht gehabt hat, eine Anleitung zum Verständnisse der mittelalterlichen deutschen Poesie zu geben, wie er selbst ausspricht, so könnte er möglicherweise seine Absicht erreichen. Eine „tiefere Einsicht in das Wesen der deutschen Sprache“ liefert das Buch nur in Bezug auf den Laut. Hiervon erwartet der Verf. große Dinge. Er erwartet, daß der Norddeutsche nicht mehr spotte, wenn er den Schwaben sagen hört: biicht, schprichicht u. s. w. und daß wir über den Westphalen nicht lächen, wenn er sagt: s=chönste; darum nicht, weil wir nun von Schleicher gelernt haben, daß der Schwabe folgerichtig und der Westphale alterthümlich spricht. Ich aber will den Leser entscheiden lassen, ob diese Erkenntniß den Schwaben und Westphalen schützen wird, oder ob nicht vielmehr, wenn einst in der deutschen Ekkllesia ein schwäbischer Perikles auftritt, man darum nicht über seine dicke Aussprache lachen wird, weil man weiß, daß vor seinem Icht der Basileus da drüben in seinem Ziegelpalaste verstummt? und ob nicht der deutsche Aristides, wenn er ein Westphale ist, wegen seines s=ch vielmehr darum nicht im Reden von Heiterkeit unterbrochen werden wird, weil man seinem Worte die Kraft zutraut, Recht und Freiheit zur Herrschaft zu bringen.

Wie kann man aber überhaupt wohl erwarten, „dem Gefühle der Werthschätzung und Heilighaltung unserer Muttersprache größere Berechtigung zu verleihen“, wenn man sie bloß von der etymologischen Seite aus betrachtet, d. h. von ihrer schwächsten? wenn man von ihr weiter nichts zu sagen weiß, als wie ihre Formen verstümmelt, verschwommen, abgestorben sind?

Noch seltsamer ist, daß der Verf. sogar die Schwäche unserer Muttersprache übertreibt. Er fragt: „Woher stammt denn diese unsere neuhochdeutsche Sprache?“ „Bekanntlich“, antwortet er, „ist sie in ununterbrochener Entwicklungsreihe bis auf Luther zurück zu verfolgen . . . Luther ist aber nicht der Schöpfer dieser Sprache, wie ja überhaupt keine Sprache, auch die Schriftsprache nicht, gemacht werden kann.“ Nach solchen Voraussetzungen behauptet nun der Verf. nichts desto weniger, daß unser Neuhochdeutsch bloß „einen papirnen Ursprung“ habe und aus der „Kaiserlichen Kanzlei“ stamme. Und warum sagte Luther, daß er sich der Sprache der „sächsischen Kanzlei“ bediene? Und wenn Luther keine Sprache machen konnte, wie konnten die Herren von der Kanzlei eine machen? Mag also auch immerhin der Verkehr der Kanzleien die Bildung des Neuhochdeutschen veranlaßt haben, so waren dies eben nur die Stätten, in denen die lebendigen Mundarten in gegenseitige Berührung geriethen, und so mag man wohl in Meissen manche Form von Wien adoptirt haben. Wenn es der Verf. der Schriftsprache zum Vorwurf macht, daß sie die Vocale von *mein* und *Stein* (mittelhochd. *mîn*, *Stein*), *Bauch* und auch (mittelhochd. *bûch*, *ouch*) gemischt habe, so hätte er sich doch fragen sollen: wie kamen denn „schon mittelhochdeutsche österreichische Handschriften“ zu derselben Mischung?

Es kommt aber noch ein anderer Punkt in Betracht. Der Verf. theilt alle deutschen Volksdialekte ein in *Das=Dialekte* und *Dat=Dialekte*, d. h. hoch- und niederdeutsche; daß es auch ein *Mitteldeutsch* gibt, läßt der Verf. unbeachtet, obwohl er zugehen muß, daß „die thüringische und obersächsische Mundart eine Classe für sich bilden“ (S. 113), nämlich die *mitteldeutsche*. Auch kann kein Zweifel darüber sein, daß diese Mundarten die Grundlagen unserer Schriftsprache bilden, da sie ihr ungleich näher stehen als die süd- und norddeutschen Dialekte. Luther erklärt, daß er seine Sprache nicht bloß aus der sächsischen Kanzlei habe, sondern von der „Mutter im Hause, den Kindern auf den Gassen, dem gemeinen Mann auf dem Markte“. In Gisleben, Erfurt, Wittenberg aber spricht man *mitteldeutsch*. Hätte unsere Schriftsprache nicht ihre tiefreichenden Wurzeln in

den Volksdialekten, wie könnten ihre Zweige so in die Höhe und die Weite streben.

Die Grammatiker haben sich zu allen Zeiten durch Dünkel lächerlich gemacht. Ich fürchte, auch dem Verf. könnte dies begegnen. Mancher fein geschnittene Mund dürfte lächeln, wenn er hört, daß Lessing, Bürger, Göthe, Rückert u. s. w. in hohem Grade „Mangel an Sprachgefühl“ (S. 114) leiden, und daß nur der Grammatiker „wahrhaft deutsch versteht“. Als wenn „wahrhaftes“ Verstehen durchaus bloß das etymologische wäre! Was der Verf. Sprachgefühl nennt, das etymologische, das sind die Kinderstube des Volksgeistes, und diese hat der Deutsche abgelegt. Statt dieses Sprachgefühls hat er so zu sagen ein Vorstellungsgefühl und Begriffsgefühl, das in den Sprachformen immer noch eine kräftige Unterstützung findet, weil es sich in ihnen eingehaust hat.

Unser geliebtes Deutsch! Seine Form und seinen Charakter darzulegen, welchem deutschen Sprachforscher schiene dies nicht die schönste Aufgabe unserer Wissenschaft! Eine Photographie des deutschen Volksgeistes! Wer nur erst so glücklich wäre, ein paar Züge zu fixiren!

So wollen wir uns denn wenigstens die Aufgabe näher zu bestimmen suchen. Was müßte also der thun, der uns die deutsche Sprache zeichnen wollte?

Zuerst natürlich müßte er die lautliche Seite derselben vorführen. Aber wollen wir denn zufrieden sein, wenn er uns die Geschichte der deutschen Laute und Lautformen von der Urzeit bis heute gibt? Mir scheint, nachdem man früher die Sprachen fälschlich als etwas Ruhendes angesehen hat, sind wir heute so ganz der Vorstellung von dem ewigen Flusse und dem Werden der Sprache hingegeben, daß wir ebenfalls einseitig werden. Unsere heutige Sprache ist ein Gewordenes, und als solches ist sie nicht bloß ein verändertes Altes, sondern auch ein neues Seiendes. Nachdem sie gesetlich geworden ist, zeigt sie nun ein relativ ruhendes, individuelles Gepräge. Es gibt Leute, welche ohne das Mindeste von gewissen fremden Sprachen zu verstehen, im Stande sind, durch sinnlose Laute den Charakteristi-

schen Klang dieser Sprachen so täuschend darzustellen, daß man meint, sie sprächen dieselben wirklich. Es liegt in dem bloßen Laut an sich etwas für ein Volk Charakteristisches.

Wichtiger ist das innere System der Vorstellungen und grammatischen Kategorieen. Auch hier muß nicht bloß und weniger die Geschichte, als der heutige Bestand desselben dargelegt werden. Wie sehr ist die sinnliche Anschauung in den Wörtern und Formen noch lebendig? wie reich, wie deutlich und plastisch ist sie? wie verhält sie sich zu den Abstractionen? wie reich entwickelt, wie scharf beobachtend sind die inneren Wahrnehmungen? wie viel Freiheit und Mannichfaltigkeit gestattet sie in den Constructionen, im Satzbau, in der Wortstellung? welchen inneren Sinn und Werth hat ihre Gebundenheit? wie fähig ist sie, den Ausdruck des Gedankens abzuschatten? also wie viel Spielraum gewährt sie der Freiheit und Individualität des Schriftstellers, der augenblicklichen Stimmung des Redenden und dem Geseze der Darstellungsform (der Lyrik, des Dramas u. s. f.)? Wie weit kann sie den relativen logischen Werth der Gedanken und alle Gedankenbezüge hervortreten lassen?

Doch ich breche ab. Diese Fragen vollständig und klar hinstellen kann nur der, der sie auch zu beantworten vermag. Wer aber wissen will, was denn doch schon in der angeregten Beziehung geschehen ist, und wie weit Schleicher selbst hinter billigen Anforderungen zurückgeblieben ist, möge Heyses „System der Sprachwissenschaft“ in der zweiten und dritten Abtheilung des ersten Theils vergleichen.

H. Steinthal, Dr.